



Improvisiert und doch von bezaubernder Genauigkeit der Form, ein Ereignis für Verstand und Sinne: Marie Seiser und Dascha Poisel in Pippo Delbonos „Erpressung“ am Residenztheater München.
Foto: Hans Jörg Michel

Keine Scheu vor Pathos und Kitsch

Mit „Erpressung“ gelingt Pippo Delbono am Münchner Residenztheater ein einzigartiges Wunder

Nähert man sich dem Münchner Residenztheater auf weniger als 200 Meter, kann man über dem Eingang einen Neon-Schriftzug in saftigem Orange lesen. Er lautet: „Hier werden (keine) Wunder geschehen“. Das Wörtchen „keine“ blinkt. Mal geschehen Wunder, mal nicht. Sieht man davon ab, dass im Theater im Grunde nie Wunder geschehen, sondern im Glücksfall das Ergebnis einer langen Arbeitszeit ein gelungenes, aber eben hart erarbeitetes ist, dann könnte man in diesem Fall jenes kleine Wort ganz ausschalten. Denn was der italienische Theatermacher Pippo Delbono zusammen mit acht Staatsschauspielern hier geschafft hat, ist zumindest sehr verblüffend. Und wenn man Delbonos Arbeitsweise bedenkt, ist „Erpressung“, so heißt der Abend, vielleicht doch ein kleines Wunder.

In Italien, auch in Frankreich, ist Delbono ein Star, in Deutschland kennt ihn,

In Italien und Frankreich ist er ein Star, hierzulande kennen ihn bislang nur wenige

wenn man nicht zufällig mal ein Gastspiel seiner Truppe in Berlin gesehen hat, kein Mensch. Regelmäßig koproduziert er seine Arbeiten mit dem Festival in Avignon, regelmäßig meldet er sich auch politisch zu Wort, etwa indem er feststellt, Italiens Theater sei ausgestorben. In Italien hat er seine eigene Compagnie, mit der zusammen er seine Aufführungen entwickelt, in deren Zentrum meistens er selbst und sein inspirierender Geist Bobo stehen. Von dem, was über diese Truppe berichtet wird, gewinnt man den Eindruck, sie sei eine Ansammlung menschlicher Wesen von allen Rändern der Gesellschaft, die sich auf der Bühne in poetischen und stets sozialkritischen Traumgebilden einer strengen Choreographie unterwerfen und dabei die eigenen Ab-

sonderlichkeiten thematisieren. Diese nonkonforme Truppe ist das Reservoir, aus dem Delbono seine Ideen schöpft.

Im Grunde ist sein Theater ein dokumentarisches; nur das, was damit dokumentiert wird, ist eben reichlich ungewöhnlich, so ungewöhnlich, wie die Menschen darin, und ist darüber hinaus auch derartig stark durchgeformt, dass man nie den Eindruck gewinnen kann, hier gebärden sich ein paar Freaks als schräge Experten des Alltags. Und dennoch bleibt ein Rest Exotismus, der auch schon in Delbonos eigener Biographie begründet ist. 1989 erfuhr er, dass er HIV-positiv ist. Damals konnte die Medizin noch nicht helfen. Vor dem Sterben bewahrte ihn sein Geist. Er meditierte. Und wurde Buddhist. Schließlich war das Virus verschwunden. Bis dahin war er zum Experten für klinische Anstalten geworden, und in einer, im Irrenhaus von Aversa, lernte der jenen Bobo kennen, ein taubstummes Männlein, das in seiner eigenen Welt lebte und dadurch für ihn zum kreativen, motivierenden Spiegel wurde. Auch in München ist Bobo dabei. Man sieht ihn im Video ebenso wie Delbono selbst. Aber nur dort. Und so ist „Erpressung“ nicht nur die erste Inszenierung Delbonos an einem Staatstheater mit dessen Ensemble, sie ist auch die erste ohne ihn in persona.

„Erpressung“ ist vielleicht das gelungenste Beispiel für die Zusammenarbeit eines Staatstheaters mit einem Regisseur aus dem Bereich der Performance. Die acht Darsteller verhalten sich wie eine eigene Compagnie, zusammengeschweißt in Improvisationen. Das meiste, was hier gesprochen wird, stammt von den Darstellern selbst. Echte Entäußerungen sind dabei, etwa wenn Jürgen Stössinger erzählt, wie 1947 seine Mutter in der Nähe von Kaliningrad verhungerte, der kleine Bub die Leiche beerdigte und sich dann, völlig ausgezehrt, ins Krankenhaus der Stadt zu seinem Bruder aufmachte und die beiden zusammen dann

in Berlin, wohin eine ganze Ladung Waisen verschickt wurde, glücklich adoptiert wurden.

Dies ist eine der wenigen konkreten Geschichten, die in „Erpressung“ erzählt werden. Während sie Stössinger vorträgt, erklingt Musik von Purcell, „Oh, Solitude“. Einerseits arbeitet Delbono mit einer Wahrhaftigkeit, die weit über die Gepflogenheiten des postdramatischen Theaters hinausgeht, weil dort der Alltag meist nur als Kommentar oder in Abgrenzung zu etwas literarisch Bestehenden hereinbricht, Delbono aber die

Die Aufführung lebt von präzisen Bewegungen und Momenten aufblitzender Erkenntnis

„Wahrheit“ gänzlich aus den Erfahrungen und Ideen der Mitwirkenden heraus formt. Andererseits steuert Delbono die Emotionen der Zuschauer durch einen exzessiven Einsatz von Musik. Nina Hagen und ekstatisches Getanze der Darsteller wirken befreiend.

Delbono hat keine Scheu vor Pathos, das in seiner Übersteigerung durchaus die Grenze zum Kitsch überschreiten kann. Einen Teil dazu trägt die minimal music des rumänisch-stämmigen Geigers Alexander Balanescu bei, die als ostinater, manchmal arg verklebter Klangteppich einen Großteil des Soundtracks der Aufführung ausmacht – neben eben Nina Hagen, Adriano Celentano, Purcell oder Schumanns „Im wunderschönen Monat Mai“ aus der „Dichterliebe“ – das Lied, gesungen von Fischer-Dieskau oder auch nur von einer Geige gespielt, ist das romantische Leitmotiv der Aufführung. Pathos entsteht aber auch über die Sprache allein. Gegen Ende sieht man Delbonos Gesicht im Video, erst ganz hinten an der Rückwand der sieben hintereinandergestaffelten, sich sogartig verjüngenden Räume. Dann wird Wand

um Wand geschlossen, die Projektion des Gesichts rückt an den Zuschauer heran, wird immer größer, und das Gesicht spricht auf Italienisch einen Text, den Guntram Brattia auf Deutsch wiedergibt. Es ist die Rede des St. Just aus „Dantons Tod“, in der die Gleichheit des Menschen aus dem Blut der Revolutionsopfer kondensiert wird; der rau wummernde Klang von Delbonos Stimme unterläuft die Erkenntniskraft der Worte.

In „Erpressung“ wird nicht nur der Intellekt der Zuschauer angesprochen, die Körper der Darsteller haben ebenso viel Aussagekraft wie die Worte. Drei Paare, bestehend aus deutschen Offizieren, tanzen Walzer, bevor eine Passage aus Primo Levis „Atempause“ zu hören ist; dann referiert Marie Seiser aus einem Benimm-Buch aus den 60er Jahren und macht auch gleich vor, wie sich eine Dame (nicht) zu verhalten hat; dann stehen sich Guntram Brattia und Gunther Eckes nackt und durch die ganze Bühnenbreite getrennt gegenüber und sprechen den Text von Shakespeares „Romeo und Julia“; dann tanzt Robert Niemann nur mit einer Unterhose bekleidet und man könnte ihn sich mühelos in Delbonos italienischer Spezialisten-Truppe vorstellen.

Die Aufführung mäandert durch ein Sammelsurium von Motiven, die, etwa beim Conferencier Arthur Klemt, schräge Witze sein können oder auch von Louis de Funès inspiriert sind. Dann wieder sieht man Bobo im KZ Dachau, wird eine Ehekrise mit Resnais' Film „Nacht und Nebel“ verwoben, über Nazis diskutiert, regt Christian Wulff ganz körperlich zum Kotzen an.

Der Titel „Erpressung“ ist dabei sehr ernst gemeint: Der Zuschauer ergibt sich dem Amalgam aus präzisen Körperbewegungen und vielgestaltigen Gefühlen, aus aufblitzender Erkenntnis und pathetischer Überraschung. So schwer dieser Abend zu fassen ist, so großartig und einzigartig ist er. EGBERT THOLL